

Andreas Pritzker

Filberts Verhängnis

Roman

Dieses Buch erschien erstmals 1990 beim Benziger-Verlag in Zürich, dann 2001 beim munda-Verlag in Brugg (Schweiz). Für die Neuauflage wurde der Text vom Autor überarbeitet.

Neuauflage:

© 2014 Andreas Pritzker

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt (D)

ISBN: 978-3-7357-3666-6

1

Das ist mein letzter Polizeibericht – und der abschliessende Höhepunkt meiner lebenslangen, den menschlichen Schattenseiten gewidmeten Berichterstattung. Meine Schreibearbeit füllte am Ende ein Dutzend Ordner. Ich vermute, dass nicht mehr viel davon übrig ist. Trotzdem liefere ich diesen Bericht nach. Die Jahre ziehen immer schneller an mir vorüber, ich habe ein Alter erreicht, in dem mich der Todespfeil jederzeit treffen kann, und die Erinnerungen anfangen, die äusseren Eindrücke zu beherrschen. Deswegen, nehme ich an, beginnt mich das Unerfüllte zu bedrängen und zwingt mich, in meinem abgeschiedenen Dasein nochmals an den Schreibtisch zu sitzen, um eine Botschaft an die Aussenwelt zu verfassen.

Meine Schreibmaschine ist eine uralte Hermes mit ungewohnt grosser Schrift, ein Apparat, wie er zu meiner Zeit auf Polizeiwachen üblich war, ein Folterinstrument für Fahnder wie mich, die sich nur im Aussendienst wohl fühlten. Aber ich unterziehe mich dem Plan und zwingen meine dicken Finger dazu, in die Tasten zu greifen. Müsste zwar dringend die Typen reinigen, doch was soll's. Kaum habe ich angefangen, überkommen mich wieder die Gefühle von früher, als ich in diesem undurchschaubaren Haufen von Teilen herumwühlte und nichts herausfand, bis sich eines Nachts alle Bruchstücke aneinander fügten und die Wahrheit in gläserner Klarheit da lag. Dies ist unweigerlich auch ein Bericht der alten Empfindungen, nicht nur der Fakten, Sie werden sehen.

Der Fall, den ich für Sie entwirren werde, ist offiziell nie aufgedeckt worden. Ich war damals dazu nicht in der Lage. Oder soll ich sagen, es hätte sowieso kei-

nen Sinn gemacht? Wenn ich ehrlich sein soll – und das habe ich mir vorgenommen – war ich gar nie bereit, das Resultat meiner Ermittlungen ordnungsgemäss an den Untersuchungsrichter weiterzugeben. Ich widersetzte mich den Vorschriften, mache mir aber deswegen keine Vorwürfe. Ich finde in meinem Gewissen nicht den Anflug eines Schuldgefühls, und wenn ich das Bild der Geschehnisse jetzt wieder aus dem Untergrund hervorzerre und den Flugsand der Zeit von diesem alten Mosaik wegwische, dann nur noch für die Akten. Glauben Sie mir, meine Herren von der Staatsanwaltschaft: ausschliesslich für Ihre Akten.

Die Geschichte begann an einem strahlenden Junimorgen im Jahr 1966. Schon beim Aufwachen flutete mir ein intensives Licht entgegen, das alle Räume erweiterte, meine enge Wohnung, das Quartier mit den Mietskasernen, wo ich lebte, unsere ganze eher kleinräumige Stadt. Für kurze Zeit brannte es alle Schatten weg. Die Welt befand sich in einem Zustand angenehmer Erregung. Das Leben pulsierte, sommerliche Düfte schwebten in der Luft. Wie immer wenn ich nicht gerade an einem Fall arbeitete, meldete ich mich in der Einsatzzentrale und spürte sogleich die Spannung im Raum. Der Einsatzleiter hatte auf mich gewartet. Ohne meinen Gruss zu erwidern sagte er: „Machen Sie sich auf den Weg, Wiederkehr. Ein gewisser Filbert ist erschossen aufgefunden worden. Sie übernehmen den Fall.“

In meinen Eingeweiden explodierte eine kleine Bombe. Ich fragte atemlos: „Filbert? Welcher Filbert?“

„Franz Filbert. Ein Journalist und Politiker. Hat uns in seinen Artikeln auch schon böse dran genommen. Warum fragen Sie? Kennen Sie ihn?“

O ja, ich kannte ihn. Ich war schon mit ihm zur Schule gegangen, und seit Jahren trafen wir uns am

Stammtisch zum Kartenspiel. Weshalb ausgerechnet Filbert, dachte ich unangenehm berührt und spürte beklommen, dass sein gewaltsamer Tod die Polizei und im Besonderen mich ins grelle Licht der Aufmerksamkeit rückte. Und obschon ich es besser wusste, fragte ich hoffnungsvoll: „Selbstmord?“

„Schön wär's, sieht aber nicht so aus. Schuss ins Herz, und keine Tatwaffe auffindbar. Kennen Sie ihn?“

Noch heute erinnere ich mich der gemischten Gefühle, die sich in mir regten, bevor sich ein allgemeines Mitleid mit dem Opfer einstellte. Durch viele Jahre gemeinsamen Lebensweges gehörten wir nun einmal zusammen, wenn auch eher aus träger Gewohnheit, weniger aus Zuneigung – trotzdem hielten uns alle für Freunde. Filberts Leben war voller Ränkespiel, wo eine Strömung gleichmässig dahin floss, verursachte er Turbulenzen, und manchmal verwandelte er das klare Wasser in zähflüssigen, klebrigen Schlamm, mit dem er die Menschen bewarf, während er selbst hinter einem aus Selbstgerechtigkeit geflochtenem Schutzschirm unbefleckt blieb.

Ich sagte dem Einsatzleiter kurz angebunden, dass ich Filbert gekannt hätte, und machte mich auf den Weg zum Fundort. Der Tote war von Spaziergängern an einem stillen, vom Sonnenlicht gefleckten Waldweg entdeckt worden, auf einem der Hügelzüge, die das städtische Häusermeer daran hindern, sich in alle Richtungen auszubreiten. Einige Schritte weiter bot sich eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung. Die Kollegen vom Pikett waren beschäftigt, die Spuren zu sichern. Filbert war bereits weg transportiert worden. Ich folgte ihm ins gerichtsmedizinische Institut und konnte seinen Tod erst glauben, als ich ihn in einem kühlen und weiss gekachelten Raum auf dem Seziertisch liegen sah. Er war aus kurzer Distanz

ins Herz geschossen worden. Die Leichenstarre hatte eingesetzt, und sein Unterkiefer war heruntergefallen, sodass das tote Gesicht denselben empörten Ausdruck trug, den Filbert aufgesetzt hatte, wenn er mir und anderen mangelhaftes politisches Bewusstsein vorwarf.

Wir erlebten damals ruhige Zeiten in unserer gesitteten Stadt, überhaupt in unserem ordentlichen kleinen Land. Mordfälle gehörten nicht zur Tagesordnung. Wenn einer geschah, brach die ausgeklügelt aufgebaute Polizeiorganisation zusammen. Jeder höhere Beamte fühlte sich verantwortlich, forderte die Ergebnisse des Spurendienstes an und half, die Telefonleitung zur Gerichtsmedizin lahm zu legen, während die Detektive in den Gängen herumstanden, ihre Beurteilung des Falles abgaben und nach Neuigkeiten gierten. Erst wenn es gelungen war, den Polizeipräsidenten vom Tennisplatz oder von einem der Empfänge, zu denen er sich leidenschaftlich gern einladen liess, herbeizuholen, klärte sich die Lage. Der Chef trommelte seine Abteilungsleiter zusammen und sorgte dafür, dass die Ermittlungsaufgaben verteilt wurden. Und nachdem ein Sprecher die Presse orientiert hatte, geriet die Polizeimaschinerie in Bewegung mit dem Ziel, den Mörder diese Tat angemessen bezahlen zu lassen – eine Tat, die dazu beitrug, die Verbrechensstatistik unseres ordentlichen kleinen Landes den Statistiken weniger ordentlicher Länder anzunähern.

Vorläufig schied ich für die Aufklärung aus. Nachdem der Einsatzleiter meine Beziehung zu Filbert überprüft hatte, übertrug er den Fall dem Kollegen Schoch. Als ich davon erfuhr, tobte ich in der Zentrale herum, bemerkte durch den Schleier meiner Wut, dass der Einsatzleiter ungerührt blieb, und verliess das Polizeigebäude ohne mich abzumelden, um die Beleidigung in einer nahen, den Kümmernissen von Polizisten ge-

widmeten Bar zu ertränken. Schoch war zwar der älteste Detektiv des Korps, aber nicht etwa der erfahrenste, sondern der unfähigste.

Schoch ist seit langer Zeit tot. Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, Sie werden ihn nicht mehr gekannt haben, das alles liegt Jahre zurück, sodass ich deutlicher werden muss. Schoch unterhielt ein Verbindungsnetz zu Amtsstellen, Stadtpolitikern und Reportern. Wenn er einen Fall bearbeitete, interessierte ihn die mühsame Faktenermittlung kaum. Stattdessen hörte er sich bei seinen Kontaktpersonen um und sammelte Gerüchte, Feindbilder und Ressentiments. Das Bild des Täters wurde von ihm und seinem Klüngel aufgrund der Stimmung heraufbeschworen. An Schoch war es dann, eine diesem Bild entsprechende Person dingfest zu machen. Ich rechne es unserem Justizapparat hoch an, dass sich kein Staatsanwalt je auf Schochs Vorarbeit stützte.

Noch während ich dem verständnisvoll lauschenden Barmann mit schwerer werdender Zunge erklärte, dass dem Einsatzleiter an der Aufklärung nichts liegen könne, durchschaute ich plötzlich dessen Kalkül. Schoch pflegte mit jenen Kreisen Kontakt, in denen auch Filbert verkehrt hatte. Durch blosses Herumhorchen mochte er auf etwas Brauchbares stossen. Ausserdem war es ein Journalist und Politiker, der umgebracht worden war – nur zu leicht, uns die polizeilichen Finger zu verbrennen. Indem er Schoch loschickte, blieb der Einsatzleiter über die Stimmung in diesem Umfeld auf dem Laufenden. Ziemlich gerissen, fand ich und verfiel in Schweigen, was den Barmann irritierte.

Wenn Sie aus meinen Worten Anerkennung heraushören, muss ich klarstellen, dass ich selbst diese Fähigkeit zur Manipulation, zum planmässigen Einsatz von Per-

sonen, um einen gewünschten Effekt zu erzielen, dieses Marionettenspiel, nie beherrscht habe. Das mag mit meiner Erziehung zusammenhängen. Oder es gehört zu meinem Naturell, das eher passiv beobachtend ist. Es mangelte mir stets der Antrieb, mit Vorbedacht ins Geschehen einzugreifen. Wenn ich's dennoch tat, dann nur aus dem Zwang heraus, eine ins Stocken geratene Aufklärung voranzutreiben. Doch anderen Menschen meine Ideen einzuprägen, sie für meine Ziele einzuspannen, war nie meine Art. Darin unterschied ich mich von Filbert, der uns alle mit Hilfe der Moral unter Druck setzte, um mit ihm zusammen die Welt zu verbessern. Eher neige ich dazu, die Tatsachen hinzunehmen, wie sie sind, ohne Zwang zum Handeln; lassen wir den Dingen ihren Lauf. Hingegen liegt mir daran, zu erfassen, wie die Welt beschaffen ist. Ich wollte schon immer genau wissen, was sich abspielte.

Sei es, dass ich so erzogen oder so veranlagt bin: Ich eignete mich nicht für eine leitende Stellung, wohl aber für die Tätigkeit als Detektiv, der in geduldiger Kleinarbeit die Teile des Puzzles zusammensetzen muss bis das ganze Bild vor ihm liegt. Das, meine Herren von der Staatsanwaltschaft, war immer mein Credo als Fahnder. Es hat mir zu einigen Erfolgen verholfen, schliesslich auch zur Aufdeckung des Mordfalls Filbert, wobei sich als bedeutungsvoll herausstellte, dass dieser eng mit meiner Lebensgeschichte verflochten ist. Allein diesem Umstand verdanke ich es, dass mir die nötigen Informationen zuflossen, wenn auch zähe und nur über Jahre hinweg, über viele Jahre hinweg.

So betrachtet war Schoch auf dem richtigen Weg, als er mich einvernahm. Er eröffnete mir triumphierend, da ich zum engeren Bekanntenkreis des Opfers gehörte, könnten wir uns nicht ausweichen. Dann fing er mit einem regelrechten Verhör an, richtete eine hel-

le Lampe auf mein Gesicht, liess ein Tonbandgerät laufen und eine Stenografin mitschreiben und schlug einen schroffen Ton an. Eine Unverschämtheit, weil ich ausserhalb jedes Verdachtes stand, denn zur Tatzeit hatte ich an der Jahresversammlung des Polizeiclubs teilgenommen. Rund hundertsechzig Zeugen konnten bestätigen, dass sich der Kollege Wiederkehr zur fraglichen Stunde mit Freibier voll laufen liess.

Ich zahlte es ihm heim. Keine seiner Fragen blieb ohne Gegenfrage, zu jedem noch so unwichtigen Punkt entfesselte ich eine Grundsatzdiskussion. Und obschon häufig gerühmt für mein gutes Gedächtnis, konnte ich mich an keinerlei Fakten von meiner Beziehung zu Filbert erinnern. Schoch regte sich mächtig auf, sein hinterhältiges Grinsen war weggewischt, er begann zu schwitzen, biss die Kiefer zusammen und musste die Worte aus sich herauspressen. Schliesslich herrschte nur noch Schweigen. Ich verliess das Verhörzimmer grusslos, und er sandte dem Polizeipräsidenten einen Beschwerderapport, der ohne Folgen blieb. Nicht dass der Chef mich besonders mochte, aber er teilte meine Abneigung gegen Schoch.

Was ich Schoch vorenthielt und mehr, viel mehr, gedenke ich nun zu den Akten zu geben, die ganze Vorgeschichte des Falles – anders können wir ihn nicht begreifen. Denn eigentlich, und das werde ich Ihnen herleiten, begann der Fall viel früher, nämlich schon damals, als Brauer, Filbert, Stöckli und ich miteinander nach Paris reisten – oder noch vorher, anlässlich der Aufklärung des Mordfalles an den „Bürgli“-Wirtsleuten. Oder viel früher, als wir vier gemeinsam zur Schule gingen. Das beste, ich beginne mit meiner Biografie.

Ihr Berichterstatter Arnold Wiederkehr wurde am 2. April 1928 geboren. Mit dem Namen Wiederkehr kann ich mich abfinden. Auch wenn er, gemäss einem

Heraldiker, den mein zu einfältigem Stolz neigender Grossvater für die Herstellung eines Familienwappens in Dienst genommen hatte, von Widder hergeleitet wird: Es gibt eine Menge von Wiederkehrendem in meinem Leben, mein ganzes Leben wurde davon bestimmt, Sie werden noch sehen. Den Vornamen Arnold hingegen lehne ich ab. Er ist nichtssagend, langweilig, durchschnittlich. Zu meiner Schulzeit hatten wir stets zwei, drei Arnolds in der Klasse. Weshalb konnten meine Eltern mich nicht alttestamentarisch oder antik taufen? Samuel Wiederkehr, Elias, Adrian oder Alexander Wiederkehr, das hätte Substanz gehabt und bestimmt die Persönlichkeitsbildung erleichtert. Damit hätte ich vielleicht auch Karriere gemacht. Doch nein. Schon mein Vater hiess Arnold, und sein Vater ebenfalls, und wir müssen in der Wiederkehrschen Dynastie mehrere Generationen zurückgehen, bis wir auf Friedrich stossen, und das ist, ich hoffe, Sie stimmen mir zu, keine Spur besser.

Sie werden nach dieser Einleitung nicht überrascht sein, wenn Sie erfahren, dass schon mein Vater Polizeibeamter war. Meine Erinnerung an den längst verstorbenen Alten ist trotz Jahren der Distanz und der Milderung nicht die beste. Arnold senior war ein Mann von sturer Rechtschaffenheit. Er befolgte die Reglemente so unglaublich zuverlässig, dass er zum Postenchef einer städtischen Kreiswache aufrückte. Sein Lieblingsbegriff war „Weisungen“. Er verstand es, seine Untergebenen ebenso wie seine Familie damit zu quälen. Er hütete die Ordnung nicht nur, er erschuf sie laufend, indem er dort, wo die städtische Polizeiverordnung aufhörte, selbst das Leben regelte. Dabei berief er sich auf die unfassbare, aber stets in irgendeiner Form präsente Instanz der Allgemeinheit: „Das ziemt sich nicht“, oder „So gehört es sich“, lauteten seine abschliessenden Argumente.

Auch rühmte er sich wegen seines Anspruches auf strikte Pünktlichkeit. Jeden Tag kehrte er mittags um viertel nach zwölf Uhr heim, legte den Uniformkittel ab, vertauschte die Dienstschuhe mit den Pantoffeln, suchte das Klosett auf und wusch sich die Hände. Dann betrat er die Küche und erwartete, dass die Familie um den Tisch sass und das Essen aufgetragen war. Kurz zuvor hatte der Sohn Noldi – denn dies war Männersache – in der Stube den Radioapparat eingeschaltet und so laut eingestellt, dass die Nachrichten in der Küche zu hören waren. Bis sie vorüber waren, wurde nicht gesprochen.

Als uneingeschränkter Herrscher in seinem Reich zeigte er uns seine Geringschätzung auf manche Weise, etwa indem er die Asche seines penetrant riechenden Stumpens in das von Mutter blank polierte, weisse Waschbecken im Bad abklopfte und liegen liess. Das Rauchzeug selbst schmiss er ins Klosett, und es ekelte mich jeden Tag von neuem, wenn ich den schwimmenden Stummel antraf, von dem sich eine bräunliche Spur ins Wasser der weissen Schüssel zog – wie wenn nach dem Stuhlgang nicht gespült worden wäre. Und gleichzeitig war ich fasziniert von der Erkenntnis, dass die viel berufene Ordnung für den, der die Macht besass, nicht galt.

Ich schildere Ihnen das Milieu, in dem nicht nur ich, sondern auch Filbert und Stöckli aufwuchsen. Nicht jedoch Brauer, der Arztsohn mit dem unsichtbaren, stets beschäftigten Vater und der schönen, aufregenden Mutter, die uns übrigen Knaben den Atem stocken liess, die wir heimlich verehrten und der wir die ersten, in irgendeinem Park geraubten Osterglocken präsentierten.

Dagegen meine Mutter: eigenartig, ich kann mich kaum an sie erinnern. Ihr Bild ist verblasst. Liegt es da-

ran, dass sie ebenfalls schon lange tot ist? Kaum. Es liegt an ihrem Wesen. Eine farblosere Erscheinung als meine Mutter können Sie sich nicht vorstellen. Sie war knochig und dünn, hatte graublondes Haar, Augen von verwaschenem Blau und farblose, dünne Lippen, kurz, zu wenig Blut und zu wenig Pigment. Überdies neigte sie ständig zum Kichern, und zwar bis ins hohe Alter. Alle Glücks- und Unglücksfälle des Lebens prallten an diesem Kichern ab. Ich habe meine Mutter nie herzlich lachen oder heftig weinen gesehen, und je älter ich wurde, umso unangenehmer fiel mir dieses schwächliche Getue auf.

Ich nehme an, dass von da her meine Lust auf üppi-ge, ausdrucksvolle Frauen stammt, eine Lust übrigens, die sich erst in meinen späteren Jahren, nach meiner missglückten Ehe, zu manifestieren begann. Noch heute, wenn ich irgendein Geschäft betrete und mir ein reifes, hübsches Mädchen, wie sie diese südliche Berg-landschaft hervorbringt, entgegentritt und nach meinen Wünschen fragt, fühle ich mich sogleich magne-tisch zu diesem Wesen hingezogen. Das geht so weit, dass das sonst sozusagen still liegende Hechtchen in meiner Hose gierig zu zucken beginnt, eine verfluchte Irritation in meinem Alter, kann ich Ihnen sagen.

Ich sehe gerade, dass ich bei meinem Polizeibe-richt ins Abschweifen gerate. Meine Herren von der Staatsanwaltschaft, daran müssen Sie sich gewöhnen. Bedenken Sie, dass ich in meiner Einsamkeit sehr viel Zeit habe, um von Erinnerungen hervorgerufe-ne Gedankengänge auszubreiten. Ich sitze bei lauem Herbstwetter auf der Terrasse meines Häuschens, einer Terrasse aus alten, kunstvoll aneinander gefügten Gra-nitplatten, eingefasst von jungen Kastanienbäumen, die so weit auseinander stehen, dass sie mir Ausblick talabwärts gewähren, auf waldige Hänge über einem

steinernen Dorf. Und in der Ferne, im Ausschnitt des Tals, erblicke ich bläuliche Hügelzüge unter einem hellen Himmel. Ich sitze an einem verwitterten, massiven Tisch, und neben der Schreibmaschine steht eine Flasche Merlotwein, die sich zusehends leert. Die ganze Atmosphäre ist von äusserster Luzidität und begünstigt das Vorhaben, den Fall Filbert nochmals ans Licht zu zerren. Lassen Sie mich also weiterfahren.

Schon den Kindergarten besuchten Filbert, Stöckli und ich zusammen. Wir wohnten auch in derselben Kolonie für städtische Beamte und Angestellte. Erst in der Primarschule stiess Brauer zu uns und brachte uns mit einer neuen, in einem anderen Grundton schwingenden Welt in Berührung. Auf Zehenspitzen schlichen wir uns in das geräumige Arzthaus mit gediegener Inneneinrichtung und einer Bibliothek von zweitausend Bänden (von Filbert respektvoll gezählt) und bestaunten in der Garage eines der seltenen Privatautos unseres Quartiers, in dessen blank gewichstem schwarzem Lack sich unsere ungläubigen Kindergesichter spiegelten und dessen Chromteile blitzten wie ein silberner, fürstlicher Schatz. Doktor Brauer trat als gottähnliche Instanz auf, die letztlich entschied, ob wir Kinder aus Krankheitsgründen zu Hause bleiben durften oder nicht.

Von da an bildeten wir eine unzertrennliche Gruppe. Wir durchstreiften unternehmungslustig das Quartier und den nahe gelegenen Wald, spielten auf den Wiesen zwischen den Wohnblocks Fussball, zum Ärger unserer Rentner, die nichts als ihre verdiente Ruhe wünschten, und terrorisierten die übrigen Schüler. Wilhelm Brauer war unbestritten unser Anführer. Er war es, der die Pläne ausheckte. Unsere Schlagkraft beruhte hingegen auf Arthur Stöckli, dem dümmsten und kräftigsten Knaben des Jahrgangs. Stöckli gehorchte Brau-

er bedingungslos, Filbert und mir mit wechselnder Bereitwilligkeit. Wenn Brauer entschied, dass Stöckli einen Mitschüler zu züchtigen hatte, zog dieser mit starrem Grinsen los und gebrauchte „seine Fäuste wie Dampfhämmer“ – ein Ausdruck von Brauer, der eine eigene Bibliothek mit Jugendliteratur besass und über einen reicheren Wortschatz verfügte als wir anderen.

Unser Zusammenhalt lockerte sich, als Brauer ins Gymnasium, Filbert und ich in die Sekundarschule übertraten. Bei diesem Anlass brannte Stöckli mit einem in der Stadt gastierenden Kleinzirkus durch. Er wurde bald wieder eingefangen und nach zwei weiteren erfolglosen Schuljahren als Tierwärter im städtischen Zoo angelernt.

Wie ich Jahre später erfuhr, hatte sich mein Klassenlehrer eingesetzt, mich gleichfalls aufs Gymnasium zu schicken. Er stiess bei meinem Vater auf vollkommenes Unverständnis. Ein Grund mochte sein, dass der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war und die Menschen so sehr beschäftigt waren, sich durch die Gegenwart zu schlagen, dass sie nicht mehr an die Zukunft glaubten. Entscheidend war allerdings, denke ich, dass ein solcher Ausbruch aus der Gesellschaftsordnung für meinen Vater unvorstellbar war. Mein törichter Vater erlaubte sich gar, alle Aufsteiger zu verachten. In unseren Kreisen wurde der Erwerb von Wissen belächelt. Anerkannte Tätigkeiten waren Basteln, Briefmarkensammeln, Wandern und bestenfalls Leistungssport. Es gibt eine einzige intellektuelle Manifestation in meinem Elternhaus, die ich Ihnen bezeugen kann, nämlich, dass Arnold senior unter Zuhilfenahme eines schon aus dem Leim gehenden Jugendlexikons regelmässig das Kreuzworträtsel der Wochenendbeilage des städtischen Anzeigers löste.

Wissen mag Macht sein oder nicht, zumindest ist

es ein hilfreiches Instrument in den Turbulenzen des Lebens. Ich habe den durch meine Herkunft programmierten Bildungsrückstand lange heftig verwünscht, bis ich ihn doch noch aufholen konnte. Die Gelegenheit dazu verdanke ich der Versetzung in den Stab Sonderfahndung, der im Frühling 1967, ein knappes Jahr nach Filberts Tod, gegründet wurde. Damals traf sich auf Initiative des Polizeipräsidenten die Spitze unseres Korps mit Vertretern der Stadtregierung und der Bundespolizei zu einer als Bergwanderung getarnten Geheimkonferenz in einer privaten, gut ausgestatteten Alphütte. Die Herren kannten sich vom Militärdienst. Besorgt über die sich über den Erdball ausbreitende revolutionäre Welle beschlossen sie, eine Einheit zum Zweck diskreter politischer Ermittlungen zu gründen und direkt dem Polizeipräsidenten zu unterstellen.

Es kam die Zeit der 68er-Unruhen, und ich erhielt den Auftrag, der Subversion verdächtige Elemente aus Hochschulkreisen zu überwachen. Unvermeidlich, dass ich dabei viele Stunden in den Lesesälen der Hochschulbibliotheken verbrachte, einige Tischreihen vom Observierten entfernt und wenn möglich in seinem Rücken. Sie werden begreifen, meine Herren von der Staatsanwaltschaft, dass ich in dieser Situation nicht stundenlang in eine auf Augenhöhe kunstvoll gelochte Zeitung starren konnte ohne aufzufallen. Daher liess ich mich von einem älteren, vom Leben enttäuschten Bibliothekar, dem ich meine Lage andeutete und der die jungen, ungewaschenen Langhaarigen verabscheute, in die Regeln der Bibliotheksbenützung einweihen. Ich erhielt von meinen Vorgesetzten sogar die notwendigen Benutzerkarten bezahlt, ein bemerkenswerter Umstand, verfügte doch der Stab Sonderfahndung anfänglich nur über bescheidene Mittel – aber die Jugendkrawalle verliehen meinem Antrag Nachdruck.

Ich begann zu lesen. Vorerst unsystematisch und,

ich gestehe es, auf dem Niveau von prachtvollen Bildbänden mit kühnen, eisglitzernden Bergspitzen, historischen, messingglänzenden Eisenbahnen und überschallschnellen, silberfarbenen Kampfflugzeugen. Später ging ich systematischer vor. Ich wagte es, den Observierten in der Pose des reiferen, aber umso eifrigeren Fachhörerers in ihre Vorlesungen und Seminare zu folgen, anstatt mich vor den Türen der Hörsäle herumzudrücken. Ich lernte mit, was die Observierten vorgesetzt bekamen, belegte Kurse in modernen Sprachen, Geschichte, Literatur, Geographie, Naturwissenschaften, vorklinischer Medizin und viel, viel Soziologie und beschaffte zusammen mit den Observierten die notwendige Fachliteratur. Der Polizeichef, welcher zu leutseligen Witzchen neigte – eine verbreitete Eigenschaft grosser Männer –, nannte mich zu jener Zeit scherzhaft „Herr Professor“. Natürlich verstand ich mangels geeigneter Vorbildung längst nicht alles, aber zu meinem Glück liefen vor allem die jüngeren Semester den politischen Aktivitäten nach, sodass ich die Grundkurse besuchen durfte.

Es lässt mich zuweilen an ein im Untergrund wirkendes Ausgleichsprinzip glauben, dass derselbe Wille zur Ordnung, der mir eine höhere Bildung verwehrt hatte, mir später doch noch dazu verhalf. Meine Bildung wurde vom Zufall bestimmt, ist aber erstaunlich breit geworden. Damals saugte ich die schön strukturierte Information auf wie ein ausgetrockneter Boden den Regen. Ich war begeistert, dass endlich auch ich von diesem Nektar nippen durfte. Heute, da sich die meisten Dinge in meinem Leben geklärt haben, erscheint mir vieles schal, etwa das verstaubte Bildungsinventar meines Vorgängers in diesem Häuschen. Ein Wort zu meinem Vorgänger: Es handelte sich um einen längst emeritierten, allein stehenden Chemieprofessor, der in

seiner akademischen Laufbahn derart viel Geschwätz angehört hatte, dass er entschied, sich in die Stille einer menschenleeren Natur zurückzuziehen und sich dabei, wie ich der hinterlassenen Briefschaft entnehme, offensichtlich gut fühlte, bis er eines Tages auf dem Weg ins Dorf zusammenbrach und augenblicklich verschied. Die Erben, weit entfernte Verwandte, die den alten Herrn längst vergessen hatten, gaben mir das Haus mit sämtlichem Inventar günstig ab.

In der Bibliothek des Verstorbenen ist nun zum Beispiel „Ekkehard“ von Scheffel in drei Ausgaben vorhanden, „Madame Bovary“ zweifach, wovon einmal in der Gesamtausgabe, De Amicis' „Herz“ fünffach, neben vielen weiteren, in Schicklichkeit geschriebenen Wälzern des letzten Jahrhunderts. Die Sammlung ist eindeutig im Zuge mehrerer, in einem Punkt zusammenlaufender Erbvorgänge entstanden und verrät uns, dass der Professor ein konservativer Langweiler gewesen sein musste, was die Literatur betraf: kein Werk des zwanzigsten Jahrhunderts.

Aber ich beklage mich keineswegs, denn es hat Trouvaillen unter den Büchern, etwa das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Georges, Ausgabe 1875. Darin blättere ich, um meine zweiseitigen, wenn auch nie durch eine Abschlussprüfung zementierten Lateinkenntnisse aufzufrischen oder um der Herkunft von spät nachts aus dem Hinterhalt des Unterbewusstseins auftauchenden Fremdwörtern nachzujagen. Und in einem verstaubten Winkel des Arbeitszimmers habe ich entzückt ein Regal mit forensischer Literatur entdeckt, deren Unterhaltungswert jenem der meisten Kriminalromane mindestens ebenbürtig ist. Sie könnte manchem Autor als wertvolles Quellenmaterial dienen und ist für einen ausgedienten Fahnder von sentimentalem Wert. Näher beim Schreibtisch steht ein Büchergestell

mit Werken über Metallkunde, das einstige Fachgebiet des alten Herrn, nehme ich an, was mir erlaubt, über das Thema Metallverarbeitung zu meiner Jugendzeit zurückzukehren und den Faden der Geschichte dort aufzugreifen, wo ich gemäss dem Willen meines Vaters eine Schlosserlehre antrat.

Schlossermeister Josef Unteracker stellte Fahrradständer her. Seine Geschäfte gingen trotz Krieg glänzend. Kann sein, dass die Armee in ihren Bereitschaftsräumen reihenweise Fahrradständer aufstellte. Vielleicht eigneten sich die Ständer auch als Ersatzlafetten. Unteracker legte sein Geld in Miethäusern an, die auf einem ehemals sumpfigen Gelände am Stadtrand errichtet wurden. Am Samstagmorgen trieb er die Mieten ein und „sah nach dem Rechten“. Während seine Arbeiter die Werkstatt aufräumten, durfte, nein musste ich ihn begleiten. In einem knatternden Ford-Lastwägelchen fuhren wir los. Vor Unterackers Liegenschaften erwartete uns der Hauswart und, wenn es etwas zu reparieren gab, ein Handwerker. Wir schritten durch Unterackers Fürstentum, an der Spitze er selbst, mit seinem Handwerkerkollegen die Kriegslage besprechend, dann schweigend der Hauswart und am Schluss der Lehrling Noldi, der keine andere Rolle zu spielen hatte als im Gefolge mitzulaufen.

Aber ich wollte nicht zum Fürsten gehören, dessen Gebaren mir peinlich war, und hielt deutlich Abstand, denn Unteracker massregelte seine Mieter, die den Zins nicht zahlen wollten oder konnten und sich über die mangelhafte Heizung beklagten. Er erklärte ihnen unverblümt, zu viel Wärme mache das Volk träge und arbeitsscheu, er habe daher angeordnet, nur minimal zu heizen, siebzehn Grad im Wohnzimmer seien gerade genug, ganz besonders in dieser schwierigen Zeit, da wir alle zum Wohle des Landes in Einigkeit zusam-

menstehen müssten. In den Ecken verschimmelten die Tapeten, und sogar der Hauswart murmelte, daran seien die billige Bauweise und die schwache Heizung schuld. Unteracker wies diese Behauptung zurück und erklärte, die Mieter lüfteten zu wenig. Dann belehrte er uns alle über die korrekte Art des Lüftens, die so kompliziert war, dass sie eine Hausfrau ohne weiteres den ganzen Tag lang beschäftigen konnte. Zum Abschluss riet er den Mietern eine frommere Lebensweise an – er selbst ging eifrig zur Kirche.

Nach Beendigung der Lehre behielt mich Unteracker bis zur Rekrutenschule in der Schlosserei, hörte allerdings nicht hin, wenn ich schüchtern eine Lohn-erhöhung anregte. Ich tat dies auf Weisung meines Vaters, der am Mittagstisch verkündete, „der Junge soll sich gefälligst auf die Hinterbeine stellen und kann gerade einmal lernen, wie es in der Welt zu geht.“

Danach folgte der Militärdienst, der aus Kälte, nächtlichen Märschen, einsamer Angst und einem unstillbarem Hunger bestand. Als ich meine Zeit abgedient hatte, meldete ich mich zur Polizei und folgte den platt getretenen Fusstapfen meines Vaters.

Meine Jugendzeit mag nicht anders als durchschnittlich gewesen sein. Der Nachgeschmack, der sich in der Rückschau einstellt, ist fade, freudlos und ohne das Prickeln der Entfaltung. Die Welt stand mir nicht offen. Gewiss, das hing auch von mir selbst ab, von meiner mangelnden Unternehmungslust. Als Schlosser wäre ich bei der schweizerischen Hochseeflotte bestimmt willkommen gewesen. Mit zunehmender Verzweiflung hätte ich sogar meine Militärdienstzeit, wie viele es tun, nachträglich beschönigen und mich in die Fremdenlegion verpflichten können; selbst eine Verbrecherlaufbahn wäre denkbar gewesen, jenseits des Maschendrahtzauns des Gesetzes, den ich später hütete

– immer vorausgesetzt, wir lassen derartige Ausweichmanöver als Entfaltung gelten. Es besteht übrigens keine Veranlassung, anzunehmen, dass die Aussichten für Stöckli und Filbert besser waren. Uns allen wurde die Entfaltung, wenn überhaupt, erst in späteren Jahren zuteil, in dem Mass, wie sich unsere gesittete Stadt und unser ordentliches kleines Land als Ganzes weiterentwickeln konnten. Wir verdanken unser Fortkommen der Hochkonjunktur der Sechzigerjahre.

Möglich übrigens, dass mein Eindruck der nicht vorhandenen oder verpassten Gelegenheiten lediglich aus heutiger Sicht entstanden ist. Indessen kann ich mich genau erinnern, dass meine seit der Lehrzeit anhaltende gedrückte Stimmung erst von mir wich, als ich beruflich auf eigenen Füßen zu stehen begann. Ich tat als junger Quartierspolizist Streifendienst, half alten Leuten über die Strasse und wachte darüber, dass die Radfahrer an steil abfallenden Strassen die Stoppsignale einhielten. Die Uniform verlieh mir Ansehen und ein kleines, nicht zu unterschätzendes Quantum Macht.

Mit dreiundzwanzig schien ich reif, eine Familie zu gründen, aber was die Frauen betraf, war ich unvorstellbar gehemmt. Ich begriff nicht, wie Brauer mit dem gegnerischen Geschlecht derart unbefangen umgehen konnte. Heute sehe ich, dass er nur seinen Klassenvorteil wahrzunehmen brauchte. Ein Besuch im elterlichen Arzthaus und eine Fahrt in Doktor Brauers Bentley brachten jede junge Dame zum Erliegen. Für junge Männer wie mich sah die Lage weniger vorteilhaft aus. Es gab unerreichbare kleine Feen, Töchter von Ärzten, Direktoren, Anwälten; dann, fast ebenso unerreichbar, die Töchter der Gewerbetreibenden – bis in die Fünfzigerjahre waren die Klassenschranken ziemlich undurchlässig, obschon in den Kinos aufklärerische,

dem Sieg der Liebe über die Krämerseele verpflichtete Filme gespielt wurden. Uns blieben die Mädchen der eigenen Schicht. Diese liessen sich zwar bereitwillig für eine Knutscherei im Kino oder in einer zufällig sturmfreien Wohnung – Eltern abwesend, Geschwister durch Bestechung ausmanövriert – gewinnen, aber das war schon alles, denn aus klassenimmanenten Gründen waren die Reize dieser Mädchen nun einmal zum raschen Verblühen bestimmt, und die gewitzten Mütter hatten ihren Töchtern eingebläut, die Trümpfe unter keinen Umständen vorzeitig aus der Hand zu geben. Wer den Männern blind vertraute, wurde nur zu oft bitter enttäuscht. Zuerst musste der Interessent vor dem Traualtar festgenagelt werden.

Zu Annemarie und mir ist noch zu sagen, dass ihre Verweigerung meinen Wunsch, sie zu besitzen, heftig anstachelte, und in der Phase des blinden Werbens ging die Frage, ob wir überhaupt zueinander passten, unter. Es besteht kein Zweifel, dass nicht ich sie, sondern sie mich heiratete. An Annemarie musste ich unweigerlich geraten, denn sie war Stöcklis Schwester. Es ist mir zwar bis heute nicht klar, was mich so restlos für sie einnahm, dass ich alle übrigen Mädchen übersah. Sie war, wie die ganze Familie Stöckli, nicht gerade hell, dazu launisch, oft mürrisch, aber sie war hübsch und besass Schläue sowie Frechheit. Ich bewunderte sie, wenn sie, selbst Verkäuferin, ein Geschäft betrat und das Personal arrogant abkanzelte. Ihr Stil, sich zu kleiden, gefiel mir ebenso wie die leicht obszöne Art, mit der sie ihren jungen, kätzchenhaften Körper in die Fauteuils fallen liess und sich weich den Polstern anschmiegte. Aber Sie werden zugeben, meine Herren, dass dies alles ziemlich durchschnittlich klingt, und es scheint tatsächlich, dass ich sie am Ende nur um der Eroberung willen vor den Traualtar führte.

Unsere intimen Handlungen, die niemals „bis zum

Letzten gingen“ – wie Annemarie es nannte –, begannen im Keller unseres Wohnblocks. Stöcklis wohnten im selben Haus wie wir, allerdings zwei Stockwerke unter uns, was der Beamtenklassierung entsprach. Vater Stöckli war Arbeiter beim städtischen Abfuhrwesen und somit tiefer eingestuft als mein Alter. In diesem Punkt waren sich Stöcklis und Wiederkehrs einig – erschreckend, wie gerade auch die unteren Klassen auf Unterschiede pochen. Übrigens sahen sich auch Stöcklis noch lange nicht auf der tiefsten Stufe. Mutter Stöckli pflegte zu erklären, am freien Mittwochnachmittag begeben sie sich nicht in die Stadt, da sei der Pöbel unterwegs. Was Filberts betraf, so belegten sie eine Wohnung im Nachbarhaus, an besserer Lage, da nicht gerade an der Durchgangsstrasse, und überhaupt eine Spur vornehmer. Im Keller ihres Gebäudes stand die erste automatische Waschmaschine unserer Kolonie. Filberts Vater, müssen Sie wissen, war Chef des städtischen Hallenbades.

Annemarie ging mit meiner Schwester Mathilde zur Schule. Die beiden Mädchen waren eng befreundet, bis meine Ehe in Brüche ging. Drei Jahre jünger als ich, wuchs Mathilde in meinem Schatten auf. Ich fürchte, sie bewunderte mich stets, während ich sie jahrelang kaum wahrnahm, denn Frauen zählten nicht in unserer Familie. Mathilde war ein ruhiges, gutmütiges Kind, hübsch, wenn auch zu dick. Mit siebzehn, während ihrer Lehrzeit als Apothekergehilfin, machte sie eine Krise durch. Ein halbes Jahr lang lief sie verheult, nachlässig und verschlossen herum, ich habe von ihr nie erfahren, was los war. Danach wurde sie beinahe wie früher. Mit zweiundzwanzig heiratete sie einen Architekten, zog zwei Kinder gross und entdeckte nach fünfzehn ruhigen Ehejahren die Aussagefähigkeit ihres Körpers. Dies geschah zur selben Zeit, da mich

die Beförderung in den Stab Sonderfahndung aus dem dumpfen Alltagstrab rettete. Als ich eines Tages bei Mathilde zu Besuch weilte und wie üblich ihre Familie und ihr Heim diskret musterte, stellten meine detektivisch geschulten Augen plötzlich fest, dass sie schlank und apart geworden war und grossen Wert auf ihr Äusseres legte. Ob dies mit dem beruflichen Erfolg ihres Mannes einherging? Ich kann es nicht sagen.

Heute, im fortgeschrittenen Alter, in dem sich unsere Reihen bereits gelichtet haben und immer schneller lichten werden, ist sie der Mensch, der mir am nächsten steht. Auch wenn wir uns nur alle paar Monate sehen, zehre ich von der familiären Vertrautheit. Sie sorgt sich um mich, sie hat mir geholfen, mein Rentnerhäuschen in dieser südlichen Talschaft zu beziehen, und als ich mit Gelbsucht im Spital lag, besuchte sie mich, so oft sie konnte. Sie wollte mir sogar einen Fernsehapparat ans Bett stellen, was ich ablehnte, da innerlich bereits unterwegs in die Stille. So etwas passt eher zu meinem wohlhabenden Schwager, der auf den letzten Grünflächen, die noch zu kaufen sind, Einfamilienhäuser nach immer demselben Muster errichtet und gönnerhaft auf mich, den Polizisten, herabsieht. Er ist ein eifriger Schulterklopper. Wenn ich bei meiner Schwester zu Besuch bin, bearbeitet er unaufhörlich meinen Rücken und belehrt mich über dies und das. Aber wir mögen uns, ja, wir mögen uns gar nicht schlecht.

Doch zu meiner Heirat. Die Hochzeit lief nach dem Standarddrehbuch ab, weisses Brautkleid, schwarzer Anzug, Ständchen der Polizeimusik, anschliessend Carfahrt mit allen Stöcklis und Wiederkehrens in die Blütenlandschaft des Thurgau. Brauer fuhr uns in seinem eigenen Wagen nach, einem Morris Ten, begleitet von seiner schönen Verlobten, der Tochter eines mächtigen Fabrikanten unserer gesitteten Stadt. Filbert war ein-

geladen, mit ihm zu fahren, was zu Streit führte. Ihm stach der Gegensatz zwischen dem entsetzlich konventionell feiernden Kleinbürgertum und dem weltgewandten Brauer in die Augen, der erklärte, er sehe keinen Sinn darin, sich anzubiedern und mit uns in den Car zu steigen, da er in seinem Wagen bequemer sitze. Ich war damit einverstanden, denn die vereinigten Stöcklis und Wiederkehers hätten sich durch seine Anwesenheit ohnehin gestört gefühlt.

Filbert hingegen grollte, und kaum sassen wir an weiss gedeckten Tischen im Gartenrestaurant am Bodensee, warf er ihm Klassenarroganz vor. Hierauf brach Brauers Verlobte in ein perlendes Lachen aus, was Filbert noch stärker erzürnte. Er steigerte sich in eine keifende Wut und wurde beinahe tötlich. Schliesslich verliess er die feiernde Gesellschaft grusslos, um mit dem Zug nach Hause zu fahren. Der Vorfall wurde kaum bemerkt. Nur ich, der ich mich für das ganze Geschehen verantwortlich fühlte, beobachtete meine Freunde besorgt und war froh, dass es nicht zu einer grösseren Szene kam. Als wir uns zwei Wochen danach wieder am Stammtisch trafen, entschuldigte sich Filbert erst bei Brauer, dann bei mir.

Wir brachten den Festtag wie vorgesehen hinter uns, mit zotigen Anspielungen in holperigen Versen, Tanzeinlagen, bei denen sich jedermann das Recht nahm, die Braut ein letztes Mal intim knutschen zu dürfen, und mit den unvermeidlichen Tränen der Brautjungfern, deren sogenannte Kavaliere sich daneben benahmen – sie frönten der Sauferei, statt sich um die Damen zu kümmern. Warum nur wird dieser Tag in unserer Kultur als der schönste des Lebens bezeichnet?

Unsere Hochzeitsnacht in einem Hotel am Bodensee – die heitere Gesellschaft fuhr allein zurück – wurde ein Desaster. Ich trat die Ehe unberührt an, Annemarie

jedoch nicht. Diese Entdeckung brachte meine männliche Kraft augenblicklich zum Erliegen, auch wenn mir Annemarie unter Tränen klagte, sie sei als Dreizehnjährige von einem brutalen Nachbarburschen, dessen Namen sie übrigens nie preisgab, in einem Schrebergartenhäuschen vergewaltigt worden.

Nach dem verunglückten Anfang kettete uns die Gewohnheit des Alltags zusammen. Wir führten eine Ehe ohne Leidenschaft, ohne Höhepunkte, ohne Reiz. Die Wohnbaugenossenschaft hatte uns eine Wohnung in derselben Kolonie zugesprochen, in der unsere Eltern lebten. Das Ergebnis davon war, dass die Mütter die Befehlsgewalt übernahmen. Plötzlich war eine neue Zeit angebrochen, in der wir Männer im Haus nichts mehr zu sagen hatten. Kamen unsere Eltern zu Besuch, zogen sich die Väter lahm und uninteressiert in eine Ecke zurück, während die Mütter uns erklärten, wie wir uns einzurichten hatten. Sie legten auch unsere häuslichen Gewohnheiten fest. Ich fürchte, sie nahmen bei Annemarie sogar Einfluss auf die Gestaltung unseres Geschlechtslebens, an dem meine Gattin während der gesamten Dauer unserer Ehe eher widerwillig teilnahm.

Ausserdem bekochten uns die Mütter regelmässig, und als sich um die Mitte der Fünfzigerjahre die Regale in den Märkten mit erschwinglichen Lebensmitteln zu füllen begannen, wandelten sich die Familienmahlzeiten bei uns zu Gewaltakten. Unter dem Siegel der Liebe wurden besonders die Söhne und Schwiegersöhne mit pompösen Mahlzeiten genudelt, von denen die Frauen nur kosteten, während sich die Väter in die vom Arzt verschriebene Diät flüchteten.

Ich setzte mich im Kreis der Familie erwartungsvoll an den Tisch, verspürte guten Appetit und freute mich auf einen Happen. Die Hausfrau – Frau Wiederkehr

oder Frau Stöckli – servierte einen reichhaltigen Salat und selbst gebackene Fleischpastetchen, sie rechnete mit drei Stück pro Nase, aber da die Frauen nur je eines und die Väter höchstens zwei nahmen, wurde der Rest ohne nähere Begründung dem jungen Noldi, der sich anscheinend als einziger kräftigen musste, hingeschoben. Und Noldi, damals noch nicht in Abwehr geübt, konnte dem von der kollektiven Vernunft diktierten Automatismus keinen Widerstand entgegensetzen. Danach fühlte er sich satt und wollte aufstehen, doch das war erst die Vorspeise gewesen, nun folgte der Braten, begleitet von einem fetten Kartoffelgratin, und dann standen Kompott, Torte und Kaffee auf dem Programm. Aber das Schlimme daran war, dass ich mir das alles gefallen liess.

Wir glitten schnell in ein Dasein hinein, in dem ein Tag dem anderen glich. Annemarie arbeitete weiterhin als Verkäuferin in einem Warenhaus. Vielleicht besass sie eine Vision über das, was aus ihr werden sollte. Ich hatte keine. Ich tat Polizeidienst und begann, an freien Tagen mit dem Polizeiclub Klettertouren zu unternehmen. In einer Schublade des vom Chemieprofessor geerbten, riesigen Schreibtisches bewahre ich Photos aus jener Zeit auf. Der junge Wiederkehr triumphierend lachend auf einer verschneiten Bergspitze; Noldi, der flotte Bergkamerad, braun gebrannt und schlank, beim Abseilen.